

M. VIII. 1916

145

Der Brückenkopf.

Von Karl Fr. Nowak.

N. u. I. Kriegspressequartier, im Juli.

Drei Stunden lang durchkletterten wir schon die Schlucht. Wir wandern unbeschwert, im gleichen, lustigen Kleid, ohne Rucksack, ohne Tornister. Und kommen gleichwohl kaum vorwärts. . . Hier gibt es keinen Weg, keinen Steg, nicht der schmalste Pfad ist da. Zwei himmelhohe Wände rechts und links, jede gut 700 Meter hoch, die Schlucht ist dunkel von den Felsen, die das Licht verwehren. Vielleicht ist die Talsohle, in der wir vorwärtsschreiten, manchmal 30, oft sogar 40 Meter breit. Aber wirklich vorwärtsschreiten? Es ist ein Turnen, Hüpfen und Springen, das vom Kriechen und Gleiten alle fünf Minuten abgelöst wird, nicht ein einziger, ebener Schritt ist in dieser ganzen, langgewundenen, finstern Schlucht gestattet, durch die kürzlich doch Bataillon um Bataillon, Regiment um Regiment marschierte, Mann hinter Mann, alle schwer bepackt in voller Ausrüstung, überdies wohlversehen mit all den unzähligen Dingen, die die Truppe braucht zu Kampf und Verpflegung und Weitermarsch: von der Patrone und Konserve bis zum Tragzelt und zum zerlegten Gebirgsgegeschütz, das nunmehr schon über hundert Berge und Felsen und Gipfel stieg.

Bataillon um Bataillon konnte natürlich nicht gleich so ohne weiteres darauf losmarschieren. Wir standen auf der Hochfläche links, den Siebenhundertmeterabgrund vor uns, die Italiener standen auf der Hochfläche drüben, den Siebenhundertmeterabgrund vor sich. Was uns schwerstes Hindernis war, schenkte ihnen sichersten Schutz: wer in die Klamm hinunterblickte, sah zwar sogleich, daß das Hinüberkommen ein Problem bedeutete, indes nirgend die Lösung. . . Aber eines Tages melden sich freiwillig ein paar Mann, die auf einen der hier immer gefährlichen, immer abenteuerlichen und stets für einen Teil der Mannschaft halbschweren Patrouillengänge hinaus wollen. Führer ist ein Unterjäger, abends gehen die Leute ab. . . Zunächst verläuft die Felswand diesmal senkrecht. Sie turnen die siebenhundert Meter tiefe Felswand zu Tal. Sie seilen sich. Sie heben sich. Kein Streichholz darf aufklatern. . . Zusammen sind es acht Menschen, die ausziehen, und merkwürdig ist's immerhin, daß nach sechs Stunden noch alle acht da sind, alle wohlbehalten unten im Tal. Dort verbergen sie sich. . . Hoden und lauern den Tag über hinter einem der tausend Steinblöcke, die wir in der Sohle liegen. Raum aber sinkt die Nacht, sind die acht wiederum an der Felswand. Diesmal geht das Turnen, das Seilen, das Sich-Heben und Sich-Schleifen wandauf: nach dem Italienischen hinüber. Wie sie hinauf kamen, weiß später weder der Unterjäger, noch seine Mannschaft. Aber der Morgen graut noch nicht: oben waren sie. . . Jetzt erwacht, da der Erfolg, der Sieg der Verwegenheit mit ihm ist, in dem Unterjäger eine Art Feldherrntalent. Er könnte eine Weile Umschau halten, dann ruhig umlehren, zusehen, wie er über die Schlucht wieder heil zurückkäme, und mit der Meldung über das Erspähte das Ende seiner Aufgabe krönen. Aber der Unterjäger denkt nicht an derlei ganz alltägliche Erledigungen. Im Gegenteil, er ist froh, daß er losgelöst von seinen Truppen eine Weile nach eigenen Einfällen wirtschaften kann. Und macht Strategie auf eigene Faust.

Sawohl: 500 Schritt vor ihm sind die italienischen Feldwachen. Er denkt nicht daran, sie anzugreifen. Aber er signalisiert sie der eigenen Artillerie. Ein paar Schrapnelle, ein paar Granaten; die Feldwachen sehen sich unangenehm aus ihrem bis dahin behaglichen Dasein aufgeföhrt, sie suchen das Weile. Spaten hervor!

Arbeiten! Der Unterjäger und die sieben Jäger graben sich ein. Im Verlaufe des Tages meldet der I. und I. Artilleriebeobachter auf der andern Seite der Schlucht seinem Kommando recht merkwürdige Dinge. Die acht Mann drüben haben sich einen regelrechten, kleinen Brückenkopf ausgebaut, haben die zurückkommenden Feldwachen verjagt; gleich darauf, wie die Italiener auf ihrer Hochfläche merken, was los ist, und eine Kompanie anrennen lassen, gleich darauf haben sie den Sturm der Kompanie abgewiesen. . . Alle Dinge sind unwahrscheinlich im Kriege, denkt der österreichisch-ungarische Kommandant, unwahrscheinlich und darum sehr leicht möglich. Der tollkühnen Jägerpatrouille wird sofort eine Kompanie nachgeschickt. Indes tun die Italiener alles, um diese acht zu verjagen. Trommeln mit Artillerie, schicken nochmals Infanterie. Umsonst. . . Der Unterjäger sitzt in seinem Loch, vier Gewehre vorn, je zwei Gewehre in der Flanke, sitzt so lange da, lacht und schießt, bis die nachkletternde Kompanie bei ihm ist. Jetzt wird, was zunächst nur ein verwegenes Abenteuer schien, eine höchst ernsthaft Sache. Die italienische Kompanie — und auch die beiden andern noch, die man zur Verstärkung der ersten schickte — zieht es vor, nicht mehr anzugreifen. Aber die Jäger gehen vor. . . Die Italiener werden zurückgedrückt. Der Bogen, in dem sich erst die tollen acht eingegraben hatten, wird größer und größer. Ein wirklicher Brückenkopf ist da. Sichere Gräben werden ausgehoben. Hindernisse entstehen. Der Flankenschutz wird zahlreich und gründlich. Für die Italiener ist's unbequem, peinlich: die Kompanie ist nicht mehr zu werfen. Und mehr braucht man eigentlich nicht mehr zu sagen — der Unterjäger hat die Schlucht besiegt.

Denn unten wimmelt's alsbald von Truppen. Die Kompanie hält oben wie Eisen, der Brückenkopf wird zur Aufnahmestelle, in der Bataillon um Bataillon sich sammelt. Längst wissen die Italiener jetzt darüber Bescheid, was sich begibt und vorbereitet. Sie feuern in die Schlucht, Tag und Nacht, an Granaten und Schrapnellen, was nur irgend verschossen werden kann. Die Gipfel in der Runde beben, die Schluchtwände beben, aber die Truppen marschieren, erst die beschwerliche Schluchtschleife entlang, in der kein ebener Schritt gestattet ist, dann terzengerade die 700 Meter hoch. Manchmal fällt einer unter den Granaten. Öfter einer unter Steinschlag, unter dem Splinterhagel, der vom Gestein her zwischen die Menschen segt und noch öfter nimmt die Kameraden, ob sie auch gleich Genssen klettern, der Absturz. . . Klettert einmal mit Waffen und Marschausrüstung 700 Meter hoch, ohne den Fuß auch nur ein einziges Mal in sichern Spalt zu setzen! Und vergeht nicht, zerlegte Gebirgskanonen hochziehen! Der Divisionär selbst ist sprachlos, daß dieser Aufmarsch in den Himmeln gelingt. Unten schlafen die braven Burschen, die im Abstufteln, noch jetzt, da wir die Schlucht durchqueren. Eine ganze Reihe. . . Sie liegen mit blassen Gesichtern, stumm mit Waffe und Wehr, als wollten sie im nächsten Augenblick doch wieder aufspringen, und noch einmal den Aufstieg versuchen. So wild und zerklüftet ist selbst der Grund der Klamm, in den sie stürzten, daß man sie noch nicht bergen konnte. Aber die Kampftruppe als Ganzes kommt hinauf. . . Der Brückenkopf wartete. Immer mehr an Kampftruppen nahm er auf. Und dann wurde er zum Ausfallort. Eines Tages brach aus dem Loch, das der Unterjäger mit seinen sieben Mann in den jenseitigen Felsrand geschlagen hatte, der große Angriff hervor. . . Der Angriff entwickelte sich zur weitgedehnten Schlacht. Vom Brückenkopf her wurde in dieser Schlacht die ganze Hochfläche erobert. . .

Die Klamm aber ist nunmehr längst friedlich. Zwar donnert das Echo der Geschütze noch immer kräftig an ihre Wände, aber die Geschütze sind weit, der Feind und der Kampf ist weit. . . Und

doch ist's der nächste, der einzige Weg, den wir hier zur Front beschreiten. Was aus der Schwarmlinie kommt, muß hier vorbeigefangene Italiener, . . . Patrouillen. . . Verwundete. Und da der erste Verwundetenzug naht, den die Schlacht zurückschickt, weiß man auch, daß kein Kriegsschauplatz grausamer sein kann, als dieses Kampffeld zwischen Firnen und Gletschern, zwischen Schluchten und Schroffen, daß nirgendwo dem Mann mehr zugemutet werden kann, daß er nirgendwo noch mehr an Opferwilligkeit und Pflichtbereitschaft und Pflichtbewußtsein herzugeben vermöchte. Nach allen Märschen, nach allen Anstrengungen, nach allen Entfagungen hat nach dem Gesecht der verwundete Kämpfer hier nicht einmal den Hilfsplatz, der sonst hinter jeder Schwarmlinie anzutreffen ist. Hier läge solch ein Hilfsplatz gnadenlos offen im Feuer des Feindes. . . Nur die am schwersten Verwundeten kann man aus der Schwarmlinie nach rückwärts tragen. Wer irgendwie noch gehen kann, sucht den Hilfsplatz selbst: im dreistündigen Marsch durchs Gebirge. . . Und empfängt den ersten Verband. Und steigt dann sieben Stunden lang talwärts zum Hilfsplatz des Regiments. Und marschiert dann neun Stunden durch die Klamm. Dort erst kann ihm die Erlösung eines Feldspitals gewährt werden. Von dort erst kann wieder ein Wagen rollen, der ihn weiter führt, auf Straßen, die natürlich alle das Feuer des Feindes bestreicht. . .

Und doch hat kein einziger Mann, wie die Verwundeten vorüberkommen, wie sie auf Bahren vorübergetragen werden, die buchstäblich alle einzeln von den Sanitätsoldaten über die Felswände der Klamm herabgereicht wurden und noch jetzt über jeden Block und Stein gehoben werden müssen, auch nur ein Wort, auch nur einen Laut der Klage. Manchmal röchelt einer leise im Halbschlaf, leise im Schmerz der notdürftig verbundenen Wunde: kein Blick ist verzweifelt, keiner verstört. . . Die italienischen Gefangenen, deren Züge häufig genug die Verwundeten kreuzen, dämpfen ihre vernünftige Laune keineswegs, wenn sie die Bahren vorbei lassen müssen. Ihre Augen sind verhohlen fröhlich, ihre Hände schlendern mit dem Stahlhelm, den sie vom Haupt genommen, weil das bequemer beim Marschieren ist, mit dem nagelneuen Stahlhelm, den sie nie wieder in diesem Kriege werden aufsehen müssen. Das wissen sie, und just darum sind sie so vergnügt. . . Sie scheinen sich überhaupt nicht allzu sehr angestrengt zu haben, weder für das große Vaterland Italien, noch für das Haus Savoyen, denn sie schauen alle recht wenig mitgenommen, viele fast elegant aus. Und man muß nur einen einzigen Blick auf die armen Burschen auf den Bahren tun, auf ihre Kameraden, die mühsam an Stöcken vorbeihumpeln, um den Unterjäger mit seinen sieben Mann, um die Brückenkopfgeschichte und den Aufmarsch durch die Schlucht, um den Angriff und seinen Ausgang und überhaupt sofort zu verstehen, wer hier — komme es auch, wie immer es wolle — von den zwei Ringern zuletzt der Sieger bleiben muß.